

»Katharina, der Papa will kein *Bio*«

Früher war nicht alles besser. In den 1950er-Jahren hatten die Schweine auf dem Hof selten Auslauf. Seit der Bio-Umstellung lässt Katharina von Ruschkowski die Sauen oft ins Freie



Vor zehn Jahren zieht unsere Autorin mit ihrer Familie zurück auf den Bauernhof ihrer Kindheit. Sie beschließen, ihn auf »Bio« umzustellen. Ein Neuanfang mit Schweinen, Schulden, Widerständen. Und ein Abschied

Text: Katharina von Ruschkowski, Fotos: Helena Schätzle, Moritz Münch





W 

WIE EINE IRRE RENNE ICH über den Acker, reiße die Arme hoch, brülle „Haut ab! Verschwindet!“ und hoffe, dass mich niemand sieht. Im Dorf reden sie schon genug über uns, weil wir nun „auf Bio machen“, so sagt es einer. Die Saatkrähen dagegen finden Bio super, ganz offenbar.

Die erste Maisaussaat hat uns ein Sturzregen fortgeschwemmt. Nun droht die zweite von dieser Krähenbande aufgefressen zu werden, die in den Bäumen längs des Feldes sitzt und krächzt. Die silbern blitzenden Scheuchen, die

unsere Mädels neulich von sich aus gestastet haben (wir reden ja über nichts anderes), verschrecken die schlaunen Vögel schon lange nicht mehr.

Ich sehe die vielen kleinen Kuhlen, die sie in den Boden gepickt haben, um dann die Maiskörner und -keimlinge rauszupulen. Das Biosaatgut ist nicht von einer Beize ummantelt, von der den Krähen angeblich übel wird. Darum fliegen sie so gern Ökoäcker wie unseren an, jeden Tag werden es mehr. Und darum fahren Arne, mein Mann, und ich seit einer Woche schon im Zwei-drei-Stunden-Takt hierher, von früh um fünf bis in den Abend hinein. Als ich an diesem Morgen von meinem Vertreibungsversuch heimkomme, steht mein Vater im Deelentor. „Und das lohnt sich?“, fragt er, schaut mich an und schüttelt den Kopf.

Es ist die Frage, die wir uns gerade andauernd stellen, stellen lassen müssen. Im Sommer 2021 haben Arne und ich den Bauernhof meiner Eltern übernommen und begonnen, ihn auf ökologischen Landbau umzustellen. Wir tun, was so viele fordern und für das ja auch so vieles spricht. Kein Gift mehr auf den Feldern. Zufriedenere Tiere im Stall. Höhere Subventionen. Gesellschaftliche Anerkennung. Doch in meiner Heimat Ostwestfalen überzeugt all

Der Nachwuchs fährt vor. Generationen von Bauern haben den Hof von 1792 immer wieder umgebaut

Im konventionell bewirtschafteten Betrieb lebten die Schweine meist in engen Ställen. Pink markiert heißt: schlachtreif

Oft haben die alte und die junge Generation unterschiedliche Blickwinkel. Lange streiten Arne, Katharina und ihre Eltern, wie es mit dem Hof weitergehen soll. Franziska und Charlotte lieben ihn als Spielplatz





»Mit Bio wollen wir
vor allem **den Hof**
retten und
nebenbei die Welt,
ein bisschen«



Erntezeit: Die
Körner des Mais,
eine von sechs
Feldfrüchten,
werden zu Polenta
vermahlen,
einer Leibspeise
der Schweine

das noch nicht so viele. Wer wie ich hier lebt, weiß ganz selbstverständlich von der Existenz der „Gülle-Börse“ (über die werden Viehhalter ihren überflüssigen Schiet an Ackerbauern los). Und könnte locker die 250 000-Euro-Frage beantworten, die neulich bei „Wer wird Millionär?“ gestellt wurde: „Wer oder was ist ein Borg?“ Antwort C: ein kastriertes männliches Schwein.

Mit Biobetrieben dagegen können sie nicht so viel anfangen. Ihr Anteil liegt hier bei sieben Prozent, deutschlandweit sind es etwa doppelt so viele. „Wat de Buur nich kennt, dat frett he nich“, sagt mein Vater gern auf Platt. Was der Bauer nicht kennt, das frisst er nicht. Der Ostwestfale bleibt gern beim Bewährten.

UND SO RENNEN WIR nicht nur Krähen hinterher, sondern auch gegen Widerstände an: auf dem eigenen Hof, im Dorf, in diesem verrückten Agrarsystem, selbst in der Gesellschaft, die Höfe wie unseren doch will, eigentlich. Im Radio höre ich neulich vom jüngsten Ökobarometer: Neun von zehn Befragten möchten künftig Bio kaufen. Schön wär’s, wirklich! Noch aber klebt auf nur sieben Prozent aller Waren, die über Kassenbänder laufen, ein Ökosiegel. Ich verstehe so viele Gründe, die Menschen vom Bioeinkauf abhalten. Aber ich verstehe deswegen auch die Bauern und Bäuerinnen, die eine Umstellung auf Ökolandbau scheuen. Zum Beispiel meine Eltern.

I. BAUERN-STOLZ

MEINE MUTTER nimmt mich beiseite. „Katharina, der Papa will kein Bio“, sagt sie. In der Nachbarschaft gebe es schon Getuschel. Es ist der Winter vor bald neun Jahren. Arne und ich sind gerade aus der Stadt zurück auf unseren Bauernhof gezogen, den ich eigentlich für immer hinter mir lassen wollte. Doch in den Monaten zuvor war ich wieder oft in meinem Heimatdorf gewesen. An meiner Seite dieser Kerl mit langen Haaren, der Vögel im Flug erkennt, Musikwissenschaftler ist und nun Landwirtschaft lernt. Seit Kindertagen hat Arne von einem Hof geträumt.

Ich bin auf diesem am Dorfrand groß geworden. Gleich dahinter wellt sich ein Flickenteppich aus Wiesen, Raps- und Weizenfeldern, der bis zum Wald reicht. Unser Gehöft ist, so erzählen es verschnörkelte Zahlen in den Steinen überm Deelentor, mehr als 230 Jahre alt. Hier kam mein Vater Willi zur Welt, hier hat er seine Ausbildung gemacht. Im Ausland ist er nie gewesen. Sein bisher einziger Flug war der in einem Rettungshubschrauber, nachdem er beim Stallbau von der Leiter gefallen war. Unser Zuhause ist längst ein labyrinthisches Gebäude: Jede Generation hat Ecken an- und umgebaut, neue Ställe eingerichtet, je nachdem, was der Hof gerade leisten sollte.

Der Hof meiner Urgroßeltern war bis zum Ersten Weltkrieg beinahe noch ein Selbstversorgerbetrieb. Gekauft wurden Zucker, Salz und zum Schützenfest oder



zu den Feiertagen ein Pfund Kaffee, gewöhnlich brannte man Gerste und brühte sie auf. Meine Eltern, Willi und Gaby Beckmann, belieferten dann bereits mit ihren Ernten den Weltmarkt.

ANFANG DER 1990ER-JAHRE tauchte in ihren Gesprächen eine Formel auf, so oft, dass meine beiden jüngeren Geschwister und ich sie bald selbst sinnlos beim Monopoly-Spiel einbrachten. „Wachse oder weiche!“ Die EU hatte ihre Märkte geöffnet. Landwirte aus der ganzen Welt konnten jetzt nach Europa liefern und umgekehrt. Auf den Bauernversammlungen hörten Mama und Papa, dass sie nun größer und effizienter werden müssten, um mit der internationalen Konkurrenz schritthalten zu können.

Sie schafften das Rindvieh ab, bauten den Kuh- zum Sauenstall um und errichteten vorm Ortsschild einen größeren Schweinestall mit automatischer Fütterung, später einen zweiten, pachteten Land hinzu. Sie wuchsen, und sie wichen nicht. Anders als so viele im Ort. Von den 18 Höfen aus meinen Kindertagen haben zwei bis heute überlebt: ein Kuhhof und eben unserer. Solch ein Strukturwandel – in Ostwestfalen geradeaus „Höfesterben“ genannt – hat überall in Deutschland stattgefunden.

Als Arne und ich Ende 2005 durch tausend verrückte Zufälle zurückkehrten auf den Hof, beackerten meine El-

tern rund 80 Hektar Land und hielten gut 2000 Schweine: 100 Sauen mit ihrem Nachwuchs in allen Größen. Ein „geschlossenes System“, wie es im Agrarsprech heißt. Das bedeutet: Die Ferkel, die auf dem Hof zur Welt kamen, wurden dort auch aufgezogen und weitgehend mit dem Getreide der eigenen Felder gefüttert. Papa kümmerte sich um Ackerbau und Mastschweine, Mama um die Sauen und deren Nachwuchs, oft rührend. Sie ging mit einer kränklichen Jungsau nach der Geburt auf dem Hof spazieren, damit die wieder auf die Beine kam. Dass sie mit den Jahren immer häufiger als Tierquäler beschimpft wurden von einer Gesellschaft, die mehrheitlich noch immer Hackfleisch für 2,79 Euro das Pfund kauft, hat vor allem meine Mutter verletzt und teils harsch in ihren Urteilen über Verbraucherinnen und Käufer gemacht.

Gleichzeitig nutzten aber auch meine Eltern alle Möglichkeiten, um ihren

Einen Teil der Ernte verkaufen sie als »Brotgetreide«, das Gros wird zu Schweinefutter

Die Großmutter der Autorin rollt Hackbällchen. Das Biofleisch stammt vom eigenen Hof



lange drücke – weil sie mir klarmachen, dass auch ihre Sicht auf das Ganze Richtigkeit und Berechtigung hat.

Papa: *Mit Bio konnte ich ehrlicher-weise nichts anfangen.*
Mama: *Biobauern, das waren die Querköpfe, die man beäugte, weil sie zwar revolutionäre Ansichten, aber niedrige Erträge hatten.*
Papa: *Arne hatte mir mal erzählt, dass sein Ausbildungsbetrieb die Ökoschweine nicht loswurde. Da habe ich gedacht: Was bringt es, mit großem Aufwand etwas für Tiere und Umwelt zu tun, wenn der eigene Hof dabei hopsgeht?*

Dabei wollen auch wir mit Bio vor allem den Hof retten – und nebenbei die Welt, ein bisschen. Klar, da waren diese Erlebnisse, die Arne und mich mit den Jahren immer mehr am konventionellen System haben zweifeln lassen.

Zu tun ist immer etwas: Die Autorin holt Ferkel von einem Kooperationsbetrieb ab

Arbeit und Freizeit gehen ineinander über. In den 1960ern steht man nach dem Tagwerk vorm Deelentor und musiziert

„Betrieb“, wie sie den Hof nun nannten, effizienter zu machen. In den neuen Schweineställen verlegten sie Betonspalten, durch die Kot und Urin in Güllegruben flossen; das ersparte ihnen die Plackerei mit dem Stroh.
Auf den Feldern brachten sie Hochleistungssorten und Pestizide aus, die ungeliebtes Kraut zwischen Rüben oder Getreide einfach killten, ohne schwere Handarbeit. Mama hatte sich zuvor mal beim Rübenhacken unter gleißender Sonne Verbrennungen dritten Grades zugezogen. Nun fuhr Papa mit der Feldspritze über den Acker, und die Arbeit war in ein paar Stunden getan. Ganz ehrlich: Wer denkt da gleich an die negativen Folgen dieser Mittelchen? Zumal deren Verkäufer jahrelang erzählten, das Zeug sei so harmlos, dass man es trinken könne. Meine Eltern waren

stolz, dass sie durch „Optimierung“ Jahr für Jahr ein paar mehr Doppelzentner Gerste oder Weizen vom Land holten, mehr Ferkel fett kriegten. Ihre Eltern hatten noch Krieg und Hunger erlebt, der nun endgültig überwunden schien. Dass mittlerweile Überproduktion die Preise für Fleisch und Getreide drückt, darüber redeten sie nicht.
WARUM ICH DAS ALLES aufschreibe? Weil es die heftigen Streitigkeiten erklärt, die ausbrechen, als Arne und ich irgendwann mit der Idee daherkommen, den Hof auf Ökolandbau umstellen zu wollen. Weniger Pestizide, zufriedenere Tiere, gesellschaftliche Anerkennung: Diese Argumente verfangen bei ihnen nicht. Sie fürchten: Ernteeinbußen, eine Halbierung der Tierzahl, wenn diese nach Biostandards gehalten werden, einen winzigen Absatz. Alles nicht ganz von der Hand zu weisen: Bioschweinefleisch hat in Deutschland ein Prozent Marktanteil.
Von solchen Sorgen erzählen sie mir in Gesprächen, vor denen ich mich

ÖKOLANDWIRTSCHAFT

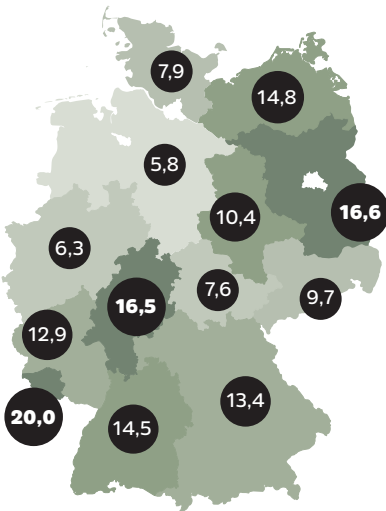
Von der Nische zum Normal?

Die Politik hat große Ambitionen: 30 Prozent Bio bis 2030 – auf den Äckern wie im Supermarktregal. Noch liegt das Ziel in weiter Ferne

ÜBERBLICK

11,8 %

der bewirtschafteten Flächen in Deutschland, rund **1940 000 Hektar**, werden nach Ökoregeln bewirtschaftet. Die Ökoquote variiert stark zwischen den Bundesländern



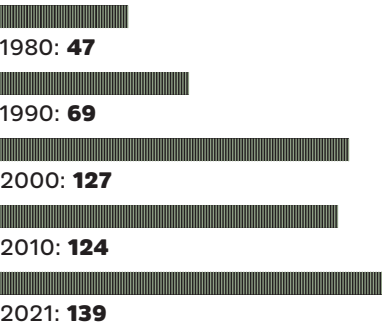
BIOHÖFE

14,3 %

aller Betriebe in Deutschland wirtschaften ökologisch, rund **37 000**. Die Zahl der konventionellen Betriebe beträgt etwa 218 000

VERSORGUNGSFRAGE

Ein Landwirt ernährt heute fast dreimal so viele Menschen wie vor gut 40 Jahren



NEUES ÖKOLAND

2023 wurde jeden Tag die Fläche von

300

Fußballfeldern auf Ökolandbau umgestellt

PRO-KOPF-AUSGABEN

184 Euro gibt im Durchschnitt jeder und jede Deutsche pro Jahr für Bioessen aus, Platz 6 im Europavergleich. Spitzenreiter ist die Schweiz:

437 €

2. Dänemark: **365 Euro**
3. Österreich: **274 Euro**

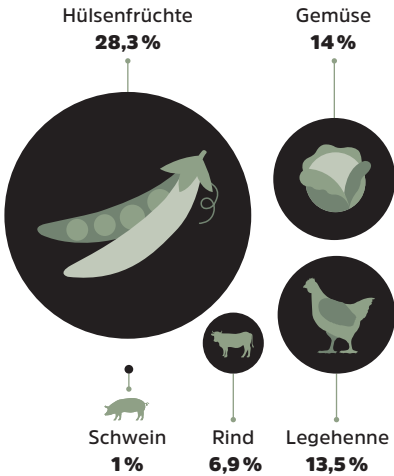
RICHTLINIEN

64 %

aller Bioflächen erfüllen die Standards der Ökoverbände wie Demeter, Naturland, Bioland. Sie sind strenger als in der EU-Bio-Verordnung

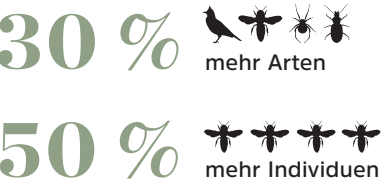
EINKAUFSBILANZ

Tendenz: Je teurer ein Produkt, desto geringer der Bioanteil am Umsatz der jeweiligen Lebensmittel



SUMMENDE LANDSCHAFT

Verglichen mit konventionellen Flächen bringen Ökoäcker niedrigere Erträge, doch eine **größere Artenvielfalt** hervor. Auch die Zahl der Individuen ist deutlich höher





Einmal vergisst Papa beim Spritzen einen Feldstreifen, auf dem plötzlich ein buntes Durcheinander sprießt, über dem Hummeln brummen. Kurz darauf spießt sich eine Sau während der Geburt im „Ferkelschutzkorb“ auf, eine Art Metallkäfig. Die halbe Nacht versuchen wir, die Tiere zu retten. Vergebens. Die Sau und alle Ferkel sterben. Mama geht weinend ins Bett. Ich schluchze Arne an: Was machen wir hier eigentlich: mit den Tieren, der Natur? Mit uns?

Die Entscheidung für Bio ist dann aber mindestens so sehr Rechen- wie Gewissensfrage. Und das ist, lese ich später, längst typisch für „Umsteller“. Ökonomische, nicht ökologische Überlegungen überwiegen.

ARNE STEHT IRGENDWANN in der Küche und sagt: „Wenn deine Eltern nicht mehr können, dann sind wir der nächste sterbende Betrieb.“ Ich beschimpfe ihn für seine Schwarzseherei. Aber es ist so: Papa und Mama sind seinerzeit 71 und 64. Und: Ohne sie könnte Arne die Arbeit auf dem Hof nie bewältigen. Ich bin allenfalls eine gute Aushilfe, dazu muss ich weiter als Journalistin arbeiten, damit die Rechnung aufgeht.

Wir könnten die Sauen, die viel Arbeit machen, abschaffen. Müssten wir im Übrigen bald auch, weil die Geburtsbuchten mit diesen Ferkelschutzkörben nicht mehr erlaubt sind. Die Alternative: Ferkel von anderen Bauern kaufen und fettfüttern. Doch der Berater, der zu uns auf den Hof kommt, wirft mit seinem Beamer Zahlen an die Wand des alten Hauses, die solche Pläne zunichtemachen. „2000 verkaufte Mastschweine pro Jahr, 80 Hektar Ackerbau: typischer Auslaufbetrieb“, bestätigt er Arne. Und sagt noch etwas: Dass schon in 20 Jahren die Mehrheit der heute noch bestehenden Höfe nicht mehr existieren werde. Die Gründe: hohe Kosten, viele Auflagen, keine

Nachfolger. Diese Selbstverständlichkeit, dass es auf Höfen von Generation zu Generation weitergeht, die gibt es nicht mehr. Bauernkinder wie ich wissen längst, dass man ein leichteres Leben haben kann, wenn man die Flächen verpachtet und arbeiten geht, mit Urlaubstagen und Krankengeld.

Arne und ich möchten weitermachen. Weil dieses Erbe doch auch eine Chance ist, nach der sich viele sehnen. Die Preise für Ackerland haben sich in den vergangenen 30 Jahren mehr als verdoppelt – auf durchschnittlich rund 32 000 Euro pro Hektar, eine Fläche so groß wie anderthalb Fußballfelder. Hier in Nordrhein-Westfalen ist der Preisanstieg besonders irre: Über 80 000 Euro zahlten Bauersleute im Jahr 2022 teils für einen Hektar. So viel kann niemand in einer Generation auf der Fläche verdienen. Menschen ohne bauerlichen Background und Besitz bekommen darum kaum eine Chance, einen eigenen Hof zu gründen. Wir haben einen.

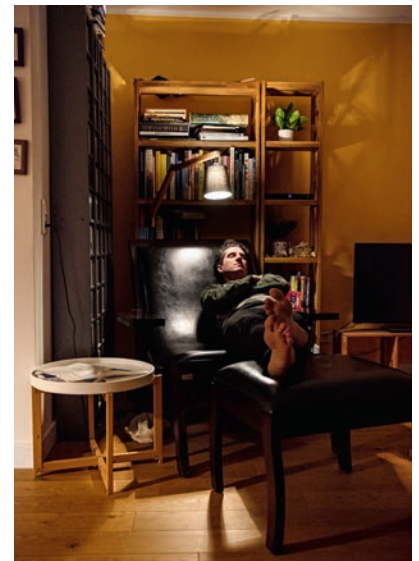
Bloß: Um nicht zu weichen, müssen auch wir wieder wachsen. Oder aber schrumpfen und zu „Bios“ werden. Investieren müssen wir so oder so – nur dass die Ökooption neben dem Hof auch der Umwelt ein besseres Überleben ermöglichte und darum mit staatlichen Geldern gefördert wird. Arne und ich finden die Idee super, meine Eltern nicht. Dass der Hof, den sie groß



»*Wir möchten weitermachen, weil dieses **Erbe** eine Chance ist*«

Monatelang werkeln Arbeiter an den Ställen. Für die Betondecke der Ausläufe biegen sie Baustahlmatten zurecht

Hat sich die Gerste gut entwickelt? Regelmäßig kontrolliert Arne von Ruschkowski das Getreide. Abschalten fällt dem Landwirt schwer





gemacht haben, nun schon wieder zu klein ist und dann, ausgerechnet, ein Weniger an Tieren und Erträgen die Lösung sein soll: Das will nicht in ihre Bauernschädel.

Wir führen zermürbende, bittere Diskussionen und beschließen: Es geht nicht. Wir kommen nicht zusammen. 2019 geht zu Ende, Corona beginnt. Das ist damals unser kleinstes Problem. Arne, unsere beiden kleinen Mädchen und ich sind kurz davor, die Umzugskartons zu packen, da sagt Papa zu Arne im Vorbeigehen: „Macht ihr es. Wenn ihr wollt, auch bio.“ Arne zögert. Er will alles vernünftig klären, wo wir anfangs so vieles ungeklärt gelassen haben. Aber ich begreife damals: Reden, was doch nie wirklich geklappt hat, nimmt uns allen die Möglichkeit, es jetzt einfach zu machen – und die Umstellung anzupacken.

II. SYSTEMFRAGEN

NUR WENIGE TAGE nachdem Arne sie angerufen hat, steht im Frühjahr 2020 Ulrike Westenhorst auf unserem Hof, für einen „Bio-Betriebscheck“. Ulrike, längst duzen wir uns, ist Umstellungsberaterin bei der Landwirtschaftskammer Nordrhein-Westfalen, die einzige für die „Öko-Schweinehaltung“. Sie hat gerade trotzdem nicht



Großmutter Thea kümmerte sich als Kind um das Rindvieh. Jedes Tier kannte sie beim Namen

Die Schweine tragen heute keine Namen, sondern Nummern im Ohr. Arne ist den Tieren trotzdem nah. Zweimal am Tag checkt er die Lage im Stall

Die Wohnung der Familie war einst der Kornspeicher



chen, mit der strengen Auflage, diesen auch zu bewirtschaften, meinen Eltern einen monatlichen Altenteil zu zahlen und meine Geschwister mit einer relativ kleinen Summe abzufinden. Die Höfeordnung soll Betriebe davor schützen, mit jeder Generation weiter zersplittert zu werden. Im Süden dagegen, wo das Land sowieso steinig und karg ist, geht der Hof nicht in die Hände eines, sondern vieler Erben; so entstehen viele „Stückle“. Aber darum auch viel mehr Biobetriebe.

Ulrike erklärt es so: „Je besser es läuft, je größer die Ertragsunterschiede zwischen Konventionell und Bio in einer Region, desto geringer ist meist der Anreiz für viele Betriebe, auf Ökolandbau umzustellen.“

Für diese Geschichte holt Ulrike die „Akte von Ruschkowski“ noch einmal



hervor: etliche Zettel, auf denen sie den „Betriebscheck“ und die vielen weiteren Gespräche dokumentiert hat. Wir wollen damals ganz genau wissen: Was bedeutet Bio? Eignet sich unser Hof für eine Umstellung? Welche Kosten kommen auf uns zu? Nun liest sie mir einige ihrer Notizen vor: „hohe Identifikation des Betriebsleiter-Paares mit der ganzheitlichen Idee des Biolandbaus“, „größere Umbauten nötig“, „vollständige Nutzung der neueren Stallgebäude wichtig, da Restkredite bestehen“, „familiäre Abklärung nötig: Skepsis gegenüber Bioackerbau“.

„Es war ein guter Termin“, fasst sie zusammen, „ein typischer Termin, gerade was die Fragen deines Vaters betrifft.“ Ulrike erzählt: Tieren mehr Platz und Stroh bieten, was Ökolandbau unter anderem verlangt, das könnten sich viele gut vorstellen. Aber die Äcker wieder ohne „Pflanzenschutz“, wie sie die Pestizide nennen, ohne Kunstdünger bestellen, das sei für viele kaum denkbar.

SCHAUERGESCHICHTEN machen in der Region die Runde: von Bioweizenfeldern, in denen angeblich hüfthoch Disteln und Ampfer wuchern, sodass „der Öko“ sie nicht mehr ernten konnte. Papa kann ruck, zuck Mittel aufzählen, die das verhindert hätten: „Pointer SX, Dirigent SX ...“ Von manchen kennt er



Die Biobauern werden beäugt – und geärgert. Auf dem hinteren Feld durften sie ein Jahr lang nicht ernten, weil ein Altpächter es mit Glyphosat abgespritzt hatte

Hunderte Großpacken Stroh verteilt die Familie übers Jahr in den Ställen, als Matratze und Spielmaterial für die Schweine. Gaby Beckmann, die Mutter der Autorin, erklärt ihrer Enkelin, wie es früher war (r.)

gar den Wirkstoff: Metsulfuron-methyl. Der Sprech der Agrarindustrie, die im Winter stets Bauern einlädt, ihnen Gulaschsuppe und neue Präparate aufischt, wirkt auch hier. Arne, der als Quereinsteiger einen anderen Blick auf Landwirtschaft hat, macht sich nicht bange vorm chemiefreien Ackern. Aber dazu später.

Denn im Herbst 2020 beschäftigt uns noch etwas Grundsätzlicheres: Wie kriegen wir die Umstellung organisiert und, vor allem, finanziert? Unser Plan: Wir verabschieden uns von den Sauen. Die Ställe am und im Bauernhaus sind unmöglich nach Biostandards umzubauen. Die neueren Ställe außerhalb des Dorfes schon. Dort wollen wir künftig Ferkel mit unseren Feldfrüchten mästen. Bloß: Dazu brauchen wir einen Bioschweinebetrieb in der Nähe, der

uns Ferkel liefert. Arne fahndet nach biozertifizierten Saatgut- und Futterlieferanten, Viehhändlern, Schlachthöfen, die höchstens 200 Kilometer von uns entfernt liegen. So schreiben es die Regeln des Bioland-Verbands vor, dem wir uns anschließen.

BIO BEDEUTET EBEN BIO vom Anfang bis zum Ende: vom Saatkorn, das man in die Erde legt, übers zusätzliche Mineralfutter bis hin zum Biohackfleisch – für sechs, sieben Euro das Pfund. Dieses Ganzheitliche ist übrigens ein Grund für den hohen Preis von Biogemüse oder -fleisch, unterscheidet dieses auch von der Tierwohl-Ware, die seit einiger Zeit in Kühltheken liegt. Darauf das bunte Siegel mit den vier Haltungsformen. Wer zum Fleisch der Stufe vier greift, kann sichergehen: Die Mastschweine hatten zeit ihres rund zehnmonatigen Lebens doppelt so viel Platz, wie es Mindeststandards vorschreiben, und Auslauf – etwas weniger nur, als unsere Tiere es haben werden. Diesen bescheidenen Luxus erleben aber oft nur die Vierer-Mastschweine, nicht zwangsläufig ihre Mütter, diese armen Säue, die weiter in Metallkäfigen gebären. Ich mache das den Kollegen nicht zum Vorwurf, kein bisschen: Es sind die Bedingungen, die bei Hackfleisch für unter drei Euro das Pfund



»Für **eine Million** Euro haben wir uns wieder ziemlich viel Arbeit angeschafft«

möglich sind. Auf dem Hof jenes Landwirts, der uns bald die Ferkel bringt, können sich auch die Muttertiere frei bewegen. Ach, ja: Wir haben einen Kooperationspartner gefunden. Einen großartigen gar, der seltene Schweinerassen zu kunterbunten Oinkies kreuzt.

Bei allen Schwierigkeiten, die sich uns stellen: Ulrike erzählt mir, das Bio-Netzwerk sei längst viel dichter geknüpft als noch vor 20 Jahren. Etliche „Umstellungswillige“ mussten damals ihre Pläne über den Haufen werfen, weil es im näheren Umkreis keine Biomolkerei oder -schlachtereie gab. Oder weil Agrarhändler keine Stallsysteme für Ökoschweine im Angebot hatten: alles kaum bezahlbare Einzelanfertigungen. Mittlerweile gibt es die in Serie, teuer sind sie noch immer.

Arne leitet mir kommentarlos eine Kostenaufstellung für den Umbau der Ställe weiter, mehr als 100 Posten von Abrissarbeiten bis Zaunsicherung. Ich schaue mir die Endsumme an und bestelle mir ein Blumenkleid. Die 80 Euro machen keinen Unterschied mehr. Der Umbau kostet rund eine Million.

WIR VERABSCHIEDEN UNS vom Fermenter, in dem das Schweinefutter gärt, sodass es schmack- und nahrhafter wird für die Tiere; von Renovierungsarbeiten am alten Bauernhaus. Und rechnen wieder und wieder. Irgendwann ist klar: Es kann klappen, weil wir die 40-prozentige staatliche Bauförderung erhalten, ich weiter auch als Journalistin arbeite und mein Vater mithilft. Er und meine Mutter nehmen



vieles in dieser Zeit einfach hin, manchmal kopfschüttelnd.

Mama: *Wir haben fast eine Million investiert, um es uns leichter zu machen. Ihr steckt nun noch mehr Geld in den Hof, um wieder mehr Arbeit zu haben.*
Papa: *Ich will euch wohl helfen. Ohne Aufgabe aufstehen, das kann ich nicht. Aber in so manches Neue, den Bioackerbau vor allem, da will ich mich nicht mehr reinfuchsen.*
Mama: *Unsere Tiere und Ställe, die für uns ja eine Errungenschaft waren, verscherbeln zu müssen, das tat schon weh.*

Kaum dass Kreditvertrag und Genehmigung im Postkasten stecken, beginnt auf dem Hof der Ausverkauf. Theoretisch könnten unsere konventionellen zu Biotieren werden; die Schweine müssten dazu ein halbes Jahr lang unter Biobedingungen leben. Aber die können wir ihnen noch nicht bieten, der Umbau steht noch bevor. So leeren sich die Ställe. Im Sommer 2021 verlasen die letzten Sauen den Hof.

DRAUSSEN RANGIERT SCHON der Viehtransporter, als meine Mutter die Stalltür aufreißt. Stumm lotsen sie und Papa das erste Tier, das eigentlich noch zu jung ist für den Schlachthof, aus dem Halbdunkel nach draußen, die polternde Rampe hinauf. So geht das 18-mal gut. Nur die allerletzte 19. Sau, ich schwöre!, weigert sich zu gehen. Kaum auf dem Transporter, springt sie wieder herunter, sprintet laut quiekend zurück in den Stall. Papa zieht und schiebt sie, Meter für Meter. Erst nach einer ewigen Stunde geht die Klappe des Transporters zu. „Adios Amigos“, murmelt Mama, die mit feuchten Augen an der Stalltür lehnt. Dann fährt der Lkw ab.

III. FELD-VERSUCHE

WÄHREND DIE HOFSTELLE abgewrackt wird, wir die alte Stalleinrichtung teils nach Bosnien verkaufen, wo sie nun „topmodern“ ist, wie uns der angereiste Bauer sagt, wächst auf unseren Feldern längst das Neue heran. Regelmäßig radelt Arne über die Hügel zu unseren Äckern, auf denen Wintergerste, Weizen und Triticale gedeihen, eine robuste Kreuzung aus Weizen und Roggen. Dazu Mais, Klee gras und ein Gemenge aus Hafer und Bohnen: Beide Früchte wachsen da gemeinsam auf

einem Feld, nähren Boden und Insekten und später unsere Schweine.
„Sieht gut aus, oder?“, fragt Arne vorsichtig meinen Vater. Im Frühsommer 2022 stehen sie da auf einem samtgrünen Biogerstenacker, pulen ein paar Körner aus den Ähren. Keine Pilzspuren zu erkennen. „Gut“, antwortet er, „hätte ich nicht gedacht.“
Unser Gerstenacker fällt kaum auf zwischen den konventionellen, die ihn umgeben. Klar, die beiden sehen, dass das Getreide nicht ganz so dicht wächst, außerdem ein paar Blumen und Kräuter gerade den Rand tupfen: Klatschmohn, Ehrenpreis, Vogelmiere, Weißer Gänsefuß. Ich habe das selbst lange „Unkraut“ genannt. Mittlerweile spreche ich konsequent von „Beikraut“,

weil es zu einem solchen Feld doch dazugehört, eigentlich.
Biobauern zeigen sich gern bei den Tieren im Stroh, wir ja auch. Gerade denke ich: Vielleicht hätten wir uns viel häufiger in so einem Gerstenacker zeigen sollen, über dem im Frühsommer ein bunter Flor schwebt. Denn der markiert einen echten Unterschied zwischen bio und konventionell – und für die Natur. Die Tierhaltung gleicht sich seit Jahren an, der Ackerbau längst nicht in diesem Maße.
Vor ein paar Jahren haben Forschende des Thünen-Instituts das Wirtschaften von „Konventionellen“ und „Ökos“ verglichen, eine Mammutstudie, backsteindick. Ich habe deren Pro-Bio-Argumente meinen zaudernden Eltern so oft vor die Köpfe geworfen; zu oft. Denn

Schwiegervater
Willi Beckmann
und Mitarbeiter
Matthias Loth
helfen Arne
auf dem Feld
und im Stall

Die Schweine sind
rund drei Monate
alt, wenn sie auf
den Hof ziehen

Das Klee gras
wird eingefahren.
Es nährt beim
Wachsen die
Böden und später
die Schweine





»Der Hof, den
meine Eltern groß
gemacht haben,
ist nun zu klein«

meist ging es in unseren Streits um Gefühle, nicht um Fakten. Und die sind ja vergleichsweise eindeutig, was die Vorteile des Biolandbaus für Umwelt und Gesellschaft betrifft. Er Sorge, so die Thünen-Studie, für „gesündere Böden“, „weniger Nitrat in anliegenden Gewässern“. Der größte Unterschied aber zeige sich beim Artenreichtum. Und der hat viel mit dem bisschen Beikraut zu tun, das auf unseren Feldern teils toleriert wird, nicht totgespritzt. Pestizide sind für uns tabu.

Denn auf Bioäckern wachsen im Schnitt 95 Prozent mehr Kräuter- und Blumenarten als auf konventionellen. Diese Pflanzen nähren ein buntes Insektenleben: 23 Prozent mehr Spezies, von denen zig Vogelarten profitieren: 35 Prozent plus. Arne, passionierter Birder, sieht allein im ersten Jahr Rebhühner, Schafstelzen, Feldlerchen. Für sie haben wir in einigen Schlägen Lercheninseln unbestellt gelassen, außerdem Blühstreifen als Vogel- und Insektennahrung eingesät, Steinhäufen für Eidechsen und Spinnen am Feldrain aufgetürmt. Das ist gut für unser Biodiversitätskonto bei Bioland; jeder Betrieb muss mindestens 100 Punkte mit solchen „Biodiversitäts-Zusatzleistungen“ sammeln. Die blühende Bienen-nahrung beschert uns fünf Punkte – und ein besseres Gewissen.

Denn: Biolandbau ist kein Naturschutz. Auch wir fahren mit Schleppern, die Hinterreifen größer als ich, übers Land, säen, mähen, halten die Beikräuter im Zaum, damit sie Klee oder Getreide nicht überwuchern. Allerdings mit umweltschonenderen Verfahren.

ES BEGINNT SCHON mit dieser breiten, bunten Fruchtfolge. Mindestens fünf verschiedene Früchte soll man nacheinander auf den Feldern anbauen, wir kultivieren sechs. Wechselt die Kultur Jahr für Jahr, wechseln auch ihre ureigenen wilden Begleiter; kein Kraut nimmt überhand. Und wenn doch, dann hängt Arne nun, anstelle der Feldspritze, den Striegel an: eine riesige Bürste mit Eisenzinken, die viel Beikraut herausrupft oder mit Erde bedeckt.

Ob und wann der richtige Zeitpunkt dazu ist – es ist ein stetes Abwägen, das Arne in den ersten beiden Jahren reichlich graue Haare einbringt. In der Berufsschule, die ja gerade neun Jahre zurückliegt, hat er „sichere Spritzfolgen für saubere Äcker“ gelernt, so hieß das tatsächlich. Nun ist er dauernd mit seinem Klappspaten unterwegs, kontrolliert die Böden, Getreide, Kraut, was so intensiv kein Bauer im Ort macht. Und er fragt sich: Säe ich den Weizen oder Mais später als vorgesehen, keimt weniger Beikraut, riskiere ich allerdings auch weniger Ertrag. Akzeptiere ich das bisschen Kamille oder Ampfer, spare ich mir jetzt ein paar Runden mit dem Striegel, drehe im kommenden Jahr aber doppelt oder dreimal so viele. Eine Fehlerkorrektur mit mechanischen Mitteln ist schwerer als eine mit Chemie. Arnes Ackerbauberater sagt

Seit die letzten Sauen den Hof verlassen haben, sind viele Ställe verwaist. Die neuen stehen außerhalb des Dorfes Eversen

Ausverkauf: Teile der alten Stalleinrichtung ziehen von Ostwestfalen nach Bosnien

trotzdem oft Sätze wie: „Lass es ruhig ein bisschen lebendig.“ Oder: „Die ersten drei Meter gehören der Natur.“

Den Krähen aber können wir das Feld nicht ganz überlassen. Manche meinen übrigens, die Vögel schwenkten auf Saaten um, weil Lebensräume und Insekten, ihre Nahrung, verschwinden. Die Probleme, die wir mitverantworten, wir haben ja selbst Insektizide ausgebracht: Sie fallen uns längst vor die Füße. Durch unser Gerenne und weil die Vögel irgendwann einfach weiterziehen, haben wir dann doch noch eine ganz akzeptable Maisernte.

Ulrike hat mir erzählt: Bioleute sollten, wie alle Landwirte, gut kalkulieren





können, aber auch einen Sinn für das große Ganze haben. „Wer nur rechnet, der sieht nur das, was fehlt, nicht den Benefit, den Bio außerdem bringt.“

Wer nur rechne, gebe womöglich auch schneller wieder auf. Das Thünen-Institut hat vor ein paar Jahren mal Bilanz gezogen: Rund 600 Biobauern machen sich im Schnitt jedes Jahr wieder vom Acker: hören altersbedingt auf oder kehren zur konventionellen Methode zurück, weil sie mit den strengen Biorichtlinien, den geringeren Erträgen und der internationalen Konkurrenz nicht klarkommen, gerade bei Getreide und Gemüse. Denn Bauern aus ganz Europa haben inzwischen den deutschen Biomarkt entdeckt, für den sie billiger produzieren können als wir. In Polen ist die Ökofläche seit 2003 um mehr als den Faktor 17 gewachsen, hierzulande um das Zweieinhalbfache.

An einem Julitag pult Arne wieder Körner aus den Gerstenähren und probiert sie. Sie knacken. Das Messgerät zeigt an: 14 Prozent Feuchte. Erntereife. Die Scheune ist nach unserer ersten Bioernte längst nicht so voll wie in den Jahren zuvor. Einer unser Verpächter findet darum, „dass Bio mit seinen mickrigen Erträgen Fläche verschwendet“. Arne wird im Landhandel angequatscht, wann wir denn wieder vernünftig ernten wollten. Solchen Diskussionen muss man sich stellen. „Aber nicht zu Herzen nehmen“, rät Papa, ausgerechnet.

Papa: *Geredet wird immer. Als wir den ersten Stall bauten, sagten sie: Bald sind sie pleite. Wir sind noch da. Mama: Aber jetzt kommt noch etwas hinzu: Bio – das stellt vieles infrage, was immer richtig war: hohe Erträge etwa. Und in den öffentlichen*

Abgang? Altbauer Willi hat die Verantwortung an Katharina und Arne abgegeben. Die Mistgabel nimmt er trotzdem noch häufig in die Hand

Seit drei Jahren werden die Äcker nach Regeln des Ökolandbaus und den Vorstellungen der nächsten Generation bestellt

»Ich bin mir sicher:
Tierwohl ist auch
Menschenwohl«



Diskussionen sind nun die Ökos die Guten, und die Konventionellen machen es schlecht. Das produziert Frust. Papa: Beides hat was für sich. Mama: Das hast du vor ein paar Jahren aber auch nicht gesagt.

Es stimmt ja: Unsere Ernten liegen 20 bis 50 Prozent unter denen konventioneller Bauern. Die Zahlen schwanken stark von Kultur zu Kultur, von Standort zu Standort. Der Hauptgrund: Wir müssen neben Pestiziden auch Mineraldünger weglassen. Wer Biofrüchte erzeugt, muss auf dem eigenen Hof für Dünger sorgen. Darum bauen wir nun regelmäßig auf je einem Sechstel der Fläche Klee gras, Ackerbohnen, in diesem Jahr auch Erbsen an, die Stickstoff aus der Luft an den Wurzeln speichern und so den Boden düngen. Und: Auch darum halten wir Tiere, deren Dung den Boden für die nächste Aussaat bereitet.

Der Demeter-Verband verpflichtet seine Mitglieder darum, Tiere im Stall und auf der Weide zu haben. Bioland macht das nicht, schreibt allerdings, wie alle Verbände, klare Obergrenzen vor. Wir dürfen nicht mehr Tiere halten, als unsere Äcker ernähren und an Mist und Jauche aufnehmen können; eben so viel, dass der Dung das Bodenleben nährt, nicht stopft: ein uralter Kreislauf. Für uns bedeutet das: maximal 880 Tiere. Zuvor hatten wir mehr als doppelt so viele. In der konventionellen Landwirtschaft ist dieses Kreislaufprinzip entkoppelt worden.

Es ginge auch ohne Tiere; vegane Landwirtschaft praktizieren jedoch nur wenige Höfe. Die Ertragsunterschiede sind dann noch ein bisschen größer. Studien bilanzieren ein zusätzliches Weniger von mindestens zehn Prozent, was sich hier in der Region bestätigt. Vergangenes Jahr reiften auf unseren Gerstenfeldern gut fünf Tonnen Getreide pro Hektar, Konventionelle ernteten rund acht. Auf dem Feld eines befreundeten Biobauern, der „nicht genug Nährstoffe hat“, wie er sagt, gediehen etwa vier Tonnen Gerste. Plus Blumen, Wildbienen, ein reiches Bodenleben.

FÜR TIERHALTUNG SPRICHT, unsererseits, außerdem: Kühe und auch Schweine füttern jene Feldfrüchte, die Menschen nicht verwerten können oder verschmähen: Klee gras, Ackerbohnen, Gerste. Sie durch Kartoffeln, Sonnenblumen

oder Rüben zu ersetzen, ist auf hiesigen Äckern fast unmöglich.

Na ja – und dann waren und sind da schlicht unsere Schweineställe, die wir weiternutzen oder zu Dumpingpreisen hätten verkaufen müssen. Das allerdings hätte unsere Planungen kaputt gemacht. Die Zahl der Schweinehalter und damit der potenziellen Interessenten geht seit Jahren zurück.

Nicht alles bei einer Umstellung auf Bio ist ein Wunsch-dir-was. Wobei: Vor allem Arne wünschte sich, weiter mit Tieren zu arbeiten. Weil sie für ihn, für uns, zum Hof gehören.

IV. SCHWEINS-GALOPP

ÜBER WOCHEN karrt ein Lkw 400 Ladungen Erde umher. Das Stallgelände knapp vorm Dorfschild fällt einige Meter ab. Um ebene Ausläufe und eine Misteplatte bauen zu können, müssen wir Ackerland mit einem Nachbarn tauschen, die Fläche geradeziehen. Immerhin: Es geht. Im Münsterland, Schweine-Hochburg in Nordrhein-Westfalen, wo die Ställe teils dicht an dicht und nah an Wohnsiedlungen stehen, ist oft kein Platz für Ökumbauten.

Und dann haben wir auch noch Glück in dieser unglücklichen Zeit. Als der Krieg in der Ukraine die Preise für Kredite und Baustoffe in die Höhe schießen lässt, sind unsere Verträge abgeheftet. Zu den neuen Konditionen hätten wir die Umstellung nicht gepackt.

Arne ist nur noch am Telefonieren, Messen, Planen. Als man die Ställe vor 30 Jahren baute, sah man in Schweinen vor allem Fressmaschinen. Bis auf Futtertröge und Tränkenippel bot man ihnen nicht viel: kaum Licht, keinen Auslauf. Arne ordert also Betonsäger, die wochenlang Durchbrüche in die fast fensterlosen Gebäude schlagen. Bestellt einen Hoflader, der gerade eben durch diese Öffnungen passt; wir können die großen Ställe ja künftig nicht mit der Forke misten. Und: Wohin mit den Krankenabteilen, sodass die Tiere



von der automatischen Fütterung versorgt werden? Manchmal denke ich: Mein Mann nimmt es zu genau. Aber wann immer ich dann unseren Bau besuche, erleichtert es mich, dass er wohl jedes Detail durchdacht hat.

Die Anlage ist schon groß. Es sind drei Gebäude: Das mittlere wird zu Futterküche und Strohlager. Die äußeren beiden bauen wir zu Bioställen um, die insgesamt acht Abteile für je 110 Tiere fassen. Jedes Abteil misst rund 350 Quadratmeter – und bietet damit jedem Tier etwa die dreifache Fläche, verglichen mit konventioneller Haltung. Außerdem: einen Strohbereich, ein Nest zum Verkriechen, eine Suhle, einen Auslauf, einen überdachten Wintergarten mit Heuraufe. Mittendrin türmt sich bald der Misthaufen, über dem Mehlschwalben nach Fliegen schnappen, wo Amseln brüten und ein Turmfalke wacht. Ein bisschen Bullerbü, trotz der Größe.

Im November 2022 kommen endlich die ersten Tiere an. Ich bin kribbelig

wie unsere Kinder vorm nahen Nikolaustag, versuche meinen mittlerweile ziemlich müden Mann mitzureißen: „Jetzt haben wir’s geschafft.“ In Wahrheit fängt nun alles an – und geht schief, wie so oft bei Neuanfängen.

DIE SCHWEINE sind erst kurze Zeit in ihren Ställen, da poppt ein Notruf in Arnes Handy auf. Die Lüftung eines Stalls fällt komplett aus. Ärgerlich, aber wir können nun einfach die großen Türen aufschieben. In unserem alten, verschlossenen Gebäude drohten die Tiere nun zu ersticken. Eines Morgens öffnet Arne die Futterküche, in der Getreidebrei angerührt und dann in die Abteile gepumpt wird. Nun fließt ihm die Pampe entgegen: Eine Futterleitung ist geplatzt.

Nur kurz darauf ruft Arne an, schreit: „Sofort kommen.“ Die „rosa Hunde“, wie Forschende die schlaun Schweinchen auch nennen, haben ein großes Tor aufgedrückt. Jeden Türhaken ha-

ben wir mittlerweile mit einem Ring gesichert. Nun aber stromern fast 100 Tiere über das Gelände, das zum Glück eingezäunt ist. Trotzdem jagen wir fast zwei Stunden hinter ihnen her, durch tiefen Matsch. Es hat geregnet. Mama läuft irgendwann in Seidenstrümpfen, ihre Stiefel sind stecken geblieben. Und die Schweine? Verbergen sich hinter Baustoffstapeln, naschen am Maissilo, suhlen sich quiekend in Pfützen. Für sie ist es ein Abenteuer, für uns auch.

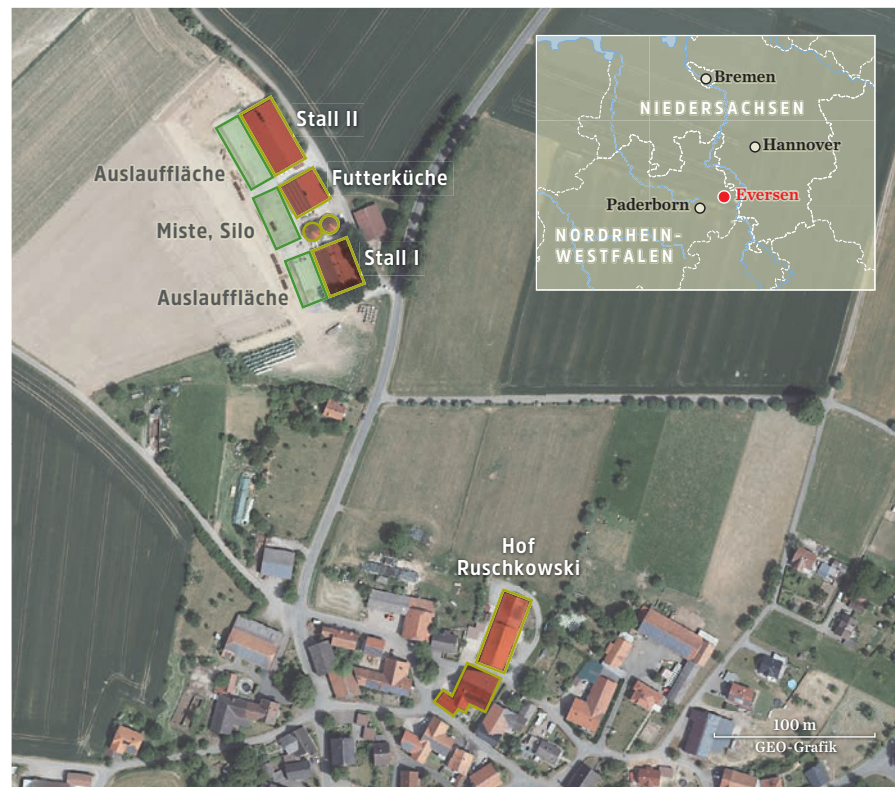
Nur darüber können wir nicht lachen: Im Frühjahr 2023 liegen plötzlich Dutzende kraftlos im Stroh. Im Stall grasst ein Virus. Zwar sind Bioschweine durch die frische Luft und den Rassemix robuster. Aber auch sie werden manchmal krank und dürfen, ja, müssen behandelt werden, teilweise mit Antibiotika. Eine einmalige Behandlung einzelner Tiere ist erlaubt, aus Tierschutzgründen gar vorgeschrieben. Trotzdem sterben acht.

Es sind anstrengende, aber auch schöne Monate. Ich kapiere, dass es den „Schweinsgalopp“ ja wirklich gibt, nicht nur in Redewendungen. In irrem Tempo – angeblich wurden einzelne Tiere schon mit 50 km/h gemessen – jagen unsere Schweine in den Großabteilen einander nach. Oder zu den Futterventilen, wenn die zischend neuen Getreidebrei ankündigen. Oder ins frische Stroh, das wir jede Woche einstreuen.

Das „dumme Schwein“ gibt’s dagegen nicht. Die Tiere öffnen mit ihrer Rüsselscheibe selbstständig die Türen, die Stall und Auslauf trennen. Sommers schieben sie im Stall das Stroh auseinander, pinkeln auf die Freifläche und bauen sich so eine zusätzliche Suhle. Ich habe so was noch nie gesehen; in den alten Ställen hatten sie ja auch weder Stroh noch Platz.

Hinzu kommt: Tierwohl ist auch Menschenwohl. Ich mag das Arbeiten in den lichten Ställen, die Tiere, die als Ferkel noch fortlaufen und dann immer mutiger werden, sich um uns scharen, uns in die Waden knabbern. Neulich steht mein Vater lange im Auslauf und schaut lächelnd den „Mistviechern“ zu. Zugegeben: So beschimpft er sie auch, wenn sie sich rangeln und böse beißen.

Eversen, ein Ortsteil von Nieheim, liegt ganz im Osten von Nordrhein-Westfalen. Der Hof der Familie befindet sich am Rand, die Ställe liegen außerhalb des Dorfes



„Mit Beobachtungen, Analysen und meiner Erfahrung helfe ich Sportlern, ihre Ziele zu erreichen.“

Anett Szigeti | Sportpsychologin und Mental Coach

Kompetenz zahlt sich aus. Auch bei der Geldanlage

Wir beobachten und analysieren täglich die weltweiten Kapitalmärkte. Mit mehr als 65-jähriger Erfahrung passen wir unsere Investmentfonds den aktuellen Gegebenheiten an und schaffen so neue Möglichkeiten – damit Sie Ihren finanziellen Zielen näher kommen. Informieren Sie sich jetzt bei unseren Partnerbanken.



Aus Geld Zukunft machen

Mehr über uns und Anett Szigeti



Papa: *Dass wir die alte Substanz so sinnvoll nutzen können, das ist doch gut.*
Mama: *Sicherlich ist das für die Tiere gut, wie es jetzt ist. Wenn sie da im Stroh rumspringen, dann merkt man, dass es denen gut geht. Aber ich sage auch: Die Tiere bei uns früher, in den sauberen Ställen, die haben wir auch nicht gequält.*

Arne und ich pfeifen stets ein paar Töne, wenn wir die Abteile betreten. Wir glauben, das gewöhnt die Schweine an uns, beruhigt sie, auch wenn wir sie dann im Alter von rund zehn Monaten und mit etwa 120 Kilogramm Gewicht auf den Viehtransporter treiben und dem Schlachthof ausliefern.

Mir fällt das so schwer. Ich würde sie am liebsten alle behalten, zumal ich seit bald 30 Jahren kein Fleisch esse. Unbenommen: Unser riesiger Fleischkonsum ist ein Problem. Hielten wir uns an die jüngsten Empfehlungen der Deutschen Gesellschaft für Ernährung mit 300 Gramm Fleisch die Woche – unser Hof reichte locker, um eine 10 000-Einwohner-Stadt mit Hack und Schnitzel zu versorgen.

Bloß: Ohne Tiere funktioniert unser Hof nicht. Wir hatten die Wahl, eine tier- und umweltschonendere Landwirtschaft zu betreiben oder aufzuhören, zu verpachten, zu verkaufen. Aber dann hätte sich auf unseren Feldern und in den Ställen nicht viel verändert.

V. ZWISCHEN-BILANZ

S EIT ZWEI PRALLEN, ZÄHEN Jahren sind wir nun „Bios“. Lohnt sich das? Unsere Steuerberaterin zieht erstmals Bilanz. Wir haben – auch gepöppelt von der Umstellungsprämie, die wir in den ersten beiden Jahren bekommen und die mit 550 Euro pro Hektar gut das Dreifache des Basissatzes beträgt, den alle Betriebe erhalten – in etwa so viel verdient wie in den guten Jahren zuvor.

Ökonomisch machen wir mit Bio keine Riesensprünge, aber ökologisch. Für uns ist das ein Gewinn.

Der Ackerbauberater sagt Arne nach der letzten Saison, er könne stolz sein – es laufe nicht bei allen so gut an. Aus dem Nachbarort kommt sogar ein Landwirt, der ihn für seine Hafer-Bohnen-Bestände lobt. Tatsächlich sind die vergangenen Jahr gesünder und ergiebiger als viele konventionelle Bohnenfelder, die ein Virus befallen hat. Offenbar fliegen virusübertragende Läuse vor allem monochrome Reinkulturen an. Unser bunter Mischanbau verwirrt sie womöglich und lässt sie weiterziehen. Die alten, neuen Anbaumethoden tragen Früchte. Überhaupt, mutmaßen einige Forschende, könnte Bio gar mithelfen, im Klimawandel Erträge zu sichern. Humusreiche, belebtere Böden, die der Bioanbau hinterlässt, kommen bisher oft besser zurecht mit Dürre oder Starkregen.

Wer weiß. Ich halte es da mit meinem Vater: Beide Ansätze haben etwas für sich. Und wir täten sicher gut daran, voneinander abzuschauen, mehr mit- als übereinander zu sprechen. Habe ich ja lange auch nicht getan.

Papa: *Ich bin einfach froh, dass es auch so geht. Und dass es weitergeht.*
Mama: *Ich hoffe einfach, der Aufwand wird langfristig honoriert.*

Also alles super durch Bio? Nee, das wäre geflunkert. Wir haben viel Zufriedenheit gewonnen, aber nicht unbedingt Zeit. Mamas Befürchtung, dass wir uns für eine Million Euro auch wieder ziemlich viel Arbeit anschaffen, hat sich ein Stück weit bewahrheitet. Es ist wieder viel Handarbeit dazugekommen, Silage ausbringen etwa. Zudem sind unsere Schweine echte Ferkel – oder, nein, eben nicht. Eigentlich trennen die reinlichen Tiere strikt Schlafplatz und Toilette. Bei uns scheißen sie alles voll. Vielleicht, so vermutet Umstellungsberaterin Ulrike, weil die Kleinen anfangs so viel Platz in den Großbuchten haben, dass sie sich Reinlichkeit nicht angewöhnen. Also misten wir die Ställe jede Woche komplett aus. Das dauert einen Arbeitstag, zu zweit.

Dazu die Bürokratie, die selbst Arne, der Kontrollsysteme richtig und wichtig findet, teils wahnsinnig macht. So droht uns ein Prämienabzug, weil wir einen Blühstreifen im Herbst einmalig von Kühen abweiden lassen und nicht mähen. Abweiden ist schonender für die Natur, gilt aber als „landwirtschaftliche Nutzung“, die auf Blühstreifen verboten ist. Unverständlich? Für uns auch.

Arne und ich sind Anfang des Jahres während der Bauernproteste oft gefragt worden: Was brauchen Höfe denn, um besser, umweltfreundlicher arbeiten zu können? Ich sage: ein bisschen mehr Sicherheit. Das politische Hin und Her vergangener Monate ist total verrückt. Auf unserem Dachboden steht nun Saatgut für Blühstreifen, die erst gefordert, dann zurückgenommen wurden. Wir haben es dann zum Teil ausgesät.

Und dann brauchen Umsteller auch die Sicherheit, dass ihre Waren wirklich gewollt sind und gekauft werden. Noch knausern wir Deutschen, auch die Gutverdienenden, eher am Essen als an Flugreisen. Bioverbände haben darum ein Auge darauf, dass die Zahl der Biohöfe allmählich mit der Nachfrage steigt. Stellten zu schnell zu viele um, brächte das womöglich auch uns in Schwierigkeiten. Neun, zehn große Schweinebauern wie uns mehr in Deutschland, und der Mini-Markt wäre übersättigt.

Aber: Auch dann wird es weitergehen. Das hat mich die Umstellungszeit gelehrt. Es gibt fast immer Lösungen.

Sogar für unser Krähenproblem: akustische Abwehrgeräte. Sie knattern und knacken, imitieren unregelmäßig die Laute des Habichts, des Todfeinds der klugen Krähen. Auch Dorfbewohner haben wir damit ganz schön irritiert. Aber mittlerweile kennen sie uns ja. 🌍



Fotografin **HELENA SCHÄTZLE** musste oft von heute auf morgen anreisen: weil das Wetter passte, die Tiere geliefert wurden. Passte es bei ihr nicht, sprang **MORITZ MÜNCH** ein.

EMBRACE THE IMPOSSIBLE

DEFENDER

Die ultimative Kombination aus Leistungsfähigkeit und der Effizienz eines Plug-in Electric Hybrid (PHEV). Defender. Eine Ikone neu interpretiert.



landrover.de

Defender 110 P400e AWD 2.0 Liter 4-Zylinder-Turbobenziner Plug-in Electric Hybrid mit 297 (404 PS): Kraftstoff- und Stromverbrauch sowie CO₂-Emissionen (jeweils max. gewichtet kombiniert): 3,1 l/100km; 26,0 kWh/100km; 70,0 g/km; CO₂-Klasse: B; Kraftstoffverbrauch bei entladener Batterie kombiniert: 11,0 l/100km; CO₂-Klasse bei entladener Batterie: G.